

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 34 (1966)
Heft: 7

Artikel: Es war alles nur ein Irrtum...
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-569152>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

· Es war alles nur ein Irrtum . . .

Eine Geschichte, die das Leben schrieb

Mai 1940. Die belgische Armee hat nach tapferem Widerstand kapituliert, die deutsche Wehrmacht stösst nach Westflandern durch. An der Kanalküste, von Dünkirchen bis La Panne, drängt sich das englische Militär zusammen, das alles zurücklässt, um nur irgendwie auf die Insel zu entkommen.

Eine Schule in La Panne ist als behelfsmässiges Konzentrationslager für deutsche Zivilisten eingerichtet worden. Sie wollten mit den über die Grenze flutenden Belgern nach Frankreich ausweichen. Der österreichische Reisepass mit dem mancher im März 1938 aus der Heimat geflüchtet war, gilt nicht mehr.

«Vous êtes des boches» — «Gij zijt moffen».

Also als Deutsche interniert.

Die Bewacher sind Hilfsgendarme, biedere Leute aus Westflandern. Sie behandeln uns anständig. Nur der Mob, aufgeputscht und hysterisch, wirft über den hohen Drahtzaun des Schulgartens Steine auf uns.

Am zweiten Tag der Internierung bemerke ich einen Jungen in Pfadfinderuniform. Etwa achtzehn Jahre dürfte er alt sein. Er ist mittelgross und schlank, hat ein sonnverbranntes, aber feines Gesicht, mit einem dunkelblonden Haarschopf darüber. Die kurzen dunkelblauen Hosen lassen kräftige, leicht dunkelbehaarte Schenkel sehen. Hübsch ist der Junge, der da unter einem staubig-grauen Baum auf einer leeren Margarinekiste sitzt und sinnend, etwas melancholisch, vor sich hinstarrt.

Ich war selber einmal Pfadfinderführer — es ist noch gar nicht so lange her — und so gehe ich auf den Jungen zu. Er blickt auf. Ich strecke ihm die linke Hand entgegen und gebe mit der anderen den Rovergruss. Er springt auf. Ich weise auf die Pfadfinderlilie am Revers meiner Jacke.

«Du . . . Sie . . . sind Pfadfinder?»

«Wie du siehst! Also kein 'Sie' nötig!»

Wir hocken nebeneinander auf der Margarinekiste. Bernhard beginnt zu erzählen. Er ist Wiener, studierte an der Textilfachschule. Dann Praktikum in Brüssel. 10. Mai. — deutsche Invasion, Flucht. Die Familie, bei der er wohnte, lädt er nach La Panne ein, wo seine Tante eine Villa hat. Knapp eine Stunde vor dem Ziel wird das Auto von Polizisten aufgehalten und kontrolliert. Bernhard mit seinem deutschen Reisepass wird festgenommen; die Familie erhält Befehl, sich dem Flüchtlingsstrom über die französische Grenze anzuschliessen.

Geneviève . . . die Tochter seiner Wirtsleute . . . nicht ganz siebzehn Jahre alt . . . seit Wochen seine «Freundin» . . . fort! Das Auto hat sie entführt. Er hat sie geliebt, wie er noch nie zuvor ein Mädchen geliebt hatte. Der schöne Traum ist aus. Er sitzt hier, nur eine knappe Viertelstunde vom Haus seiner Tante entfernt, zu dem er die Schlüssel hat.

Und wo ist Geneviève . . . ?

Ich sage ihm, was man in solchen Situationen sagen kann. Ist es nicht die Hauptsache, dass Geneviève in Freiheit ist?

Bernhards Augen sind mit Tränen gefüllt. Er würgt sie hinunter und schweigt. So hocken wir lange Zeit stumm nebeneinander.

«Wann bist du eigentlich hierher gekommen, und wo hast du geschlafen?»

«Knapp nach Mitternacht haben mich die Champêtres hier eingeliefert. Geschlafen habe ich auf dem Boden, im Gang zwischen den Klassenzimmern. Es ist ja alles voll!»

«Gepäck?»

«Das da!» Er zieht hinter der Margarinekiste einen kleinen Lederkoffer hervor.

Am Abend sage ich dem Hilfsgendarmen, der mit mir recht freundlich ist, weil ich Flämisch spreche, ich hätte einen Bekannten aus Wien getroffen, und zeige ihm Bernhard. Würde er mir eine Decke für den Jungen verschaffen können? Wir «Gestrigen» hatten jeder eine erhalten — nicht neu, nicht ganz sauber, aber doch etwas, denn die Nachtluft ist feucht und kühl.

«'k zal evens zien!»

Ich frage Bernhard, ob er in meine Ecke einziehen wolle. Er werde auch eine Decke bekommen. Der Junge freut sich und stimmt gleich zu.

Wir liegen nebeneinander.

Es geht schon auf Mitternacht, da heulen die Sirenen los.

Fliegeralarm!

Der Gendarm, der auf dem Gang zwischen den Klassenzimmern Wache steht, schaut bei uns herein und sagt: «Keine Gefahr! Die fliegen — wie jede Nacht — nach England!»

Er hat kaum ausgesprochen, da krachen schon die Bomben. Angriff auf die Engländer, die sich im Dunkel der Nacht einschiffen.

Bernhard hat sich an mich gedrückt. Der Junge zittert am ganzen Leib. «Nicht sterben», flüstert er, «nicht sterben!»

Ich drücke ihn beruhigend an mich. Es ist ja zu verstehen; die Flucht, der Verlust von Geneviève, der erste Bombenangriff, den er in nächster Nähe erlebt.

Der Boden zuckt bei jedem Einschlag; als zöge er keuchend die Luft ein, klingt das Pfeifen der fallenden Bomben. Zielen die Stukas so schlecht? Der Strand ist ja mehr als zwei Kilometer entfernt!

Da — eine Bombe ganz nahe! Die Fenster, die wegen der Verdunkelung geschlossen waren, zerklirren. Feuerschein zuckt auf.

Bernhard hat sich an mich gepresst, den Kopf in meine Brust vergraben. Immer wieder stöhnt er auf: «Nicht sterben ... ich will nicht sterben!»

Ich streichle seinen Kopf. Er schlingt die Arme um meinen Hals. Glaubt er in seiner Todesangst, ich sei Geneviève...?

Ich hebe seinen Kopf von meiner Brust und küsse ihn leicht auf die Lippen. Er presst sich noch mehr an mich und bedeckt meinen Hals, mein Gesicht, meine Haare mit leidenschaftlichen Küssen. Sind das die überreizten Nerven... oder...?

Der Angriff hat schlagartig aufgehört. Die Sirenen geben Entwarnung.

Endlich ist Bernhard an meiner Brust eingeschlafen.

Am Morgen waschen wir uns am Brunnen im Schulhof.

Bernhard sieht mich ein paarmal verlegen von der Seite an. Ich schweige. Erinnert er sich an die Erregung dieser Nacht? Schämt er sich?

«Christian ... können wir nicht beisammen bleiben?» kommt es endlich stockend heraus.

«Warum nicht, Bernhard? Das wollte ich dich schon selber fragen!»

«Dann ist es gut! Du hast es ja gesehen ... ich habe Angst ... ich kann sie allein nicht ertragen. Christian ... du ... du warst so ... gut zu mir!»

«Ist in Ordnung, Berni! Wir bleiben zusammen, solange es nur möglich ist — und wenn es sein muss, bis der Krieg aus ist!» Ich sage das lächelnd, und mit einem freundschaftlichen Puff in die Seite lasse ich den Jungen stehen. Nur nicht sich ankleben! Ich komme mir als Ersatz für eine Geneviève, eine Madeleine,

eine Colette usw. gar nicht recht geeignet vor. Alles mögliche habe ich in meinem Leben schon probiert, aber das noch nicht!

Gegen Mittag erfahre ich von «meinem» Gendarm dass die belgische Regierung in La Panne angekommen sei. Auch sie will nach England. Auch der Chef der Sûreté publique sei dabei.

Wie, Monsieur Dufoy, den ich von meiner Arbeit in Brüssel her kenne, ist hier in La Panne?

Eine Idee!

«Mein» Gendarm hatte eben auch erwähnt, dass er mittags abgelöst werde. Ich reisse ein Blatt aus meinem Notizbuch, schreibe hastig ein paar Zeilen drauf. Bernhard hat einen sauberen Briefumschlag. Adresse: Monsieur Dufoy, Chef de la Sûreté Publique Belge, La Panne.

«Mein» Gendarm verspricht mir — eine Handvoll Zigarren wechselt dabei den Besitzer —, alles zu versuchen, dass der Brief den Adressaten erreiche.

Warten. Den ganzen Nachmittag warten. Nichts.

Es wird Abend. Nichts. Also heute nicht — wenn überhaupt.

Wieder liegen wir nebeneinander. Bernhard hat — wie selbstverständlich — seinen Kopf an meine Brust gelegt. Er spielt mit meinem Ohr, streichelt meine Wange. Wie soll das weitergehen?

Die Nacht ist ruhig. Kein Angriff. Ich schlafe endlich ein.

Im Halbschlaf spüre ich eine Hand an meinen Schenkeln. Aber Bernhard schläft, wie seine Atemzüge zu verraten scheinen. Ich röhre mich nicht. Aber die Hand röhrt sich, nestelt an meinem Gürtel und in meiner Hose herum. Ich lege rasch meine Hand über diese Hand. Der Junge erschrickt, hebt den Kopf und flüstert: «Jetzt bist du mir böse... verzeih' mir!»

Ich erwidere nichts, hebe aber sein Gesicht an meine Lippen und verschliesse die seinen. Meine Hand gleitet über seine Hüften hinunter zu seinen Schenkeln. Ich spüre, dass der Junge sehr erregt ist. Wie meine Hand dort liegen bleibt, beginnt er mich wieder wie gestern zu küssen. Ich flüstere ihm ins Ohr:

«Berni, täusche dich nicht... ich bin nicht Geneviève!»

Er fasst meine Hand, drückt sie unter die kurze Hose und schiebt sie aufwärts.

«Ich weiss... aber ich liebe dich!»

Was soll ich tun? Was hätte ich anderes tun sollen? Was hättest du, Kamerad, an meiner Stelle getan?

Um sieben Uhr früh ruft ein Gendarm meinen Namen — sehr höflich: «Monsieur N..., s'il vous plait!» Gott sei Dank, dass ich wach und «in Ordnung» bin! Ich springe auf den Gang hinaus. Am Eingang des Hauses steht Monsieur Dufoy. Er grüßt mit einem schwachen Lächeln, freundlich wie eh und je in Brüssel.

«Es eilt! Ich wollte nur selber sehen, ob Sie es wirklich seien. Da!» Er reicht mir zwei Papiere. «Setzen Sie Ihren Namen und den Ihres Bekannten selber ein; Sie sind frei!»

«... a été libéré du Camp de Concentration en vertu des instructions...»
Stampiglie, Unterschrift: Dufoy.

Eine schwache Viertelstunde später stehen wir mit unseren Koffern auf der Strasse. Bernhard kennt den Weg zur Villa seiner Tante. Vorbei an zerbombten Villen... die Strasse stellenweise aufgerissen... Ausrüstungsstücke der Engländer liegen überall herum... Dort ein aufgedunsener Pferdekadaver. Ekle Fliegen. Brandgeruch. Ueber all dem eine müde Sonne.

Dann sind wir «zuhause». Wie lange wird das Idyll dauern? Wann werden die Deutschen da sein? Was dann?

Bernhard rumort in der Küche herum und pfeift sich eins dabei. Ich sitze vor dem flämischen Kamin im Wohnzimmer und verbrenne Papiere, die den Deutschen nicht in die Hände fallen sollen.

Sollen wir versuchen, nach England hinüber zu kommen? Zehn Kilometer nach Nieuwport marschieren, wo vielleicht — vielleicht! — noch ein Schiff nach England zu erreichen ist? Geld habe ich. Bernhard wäre bereit; wir haben beim Frühstück — Zwieback mit Kondensmilch aus der Vorratskammer der Tante — darüber gesprochen.

Draussen Stimmen. Wieder Polizei? Oder gar schon die Deutschen?

Ich lausche, Bernhard spricht mit jemand.

Dann kommt er herein, hochrot im Gesicht, sehr verlegen.

«Du, Christian, ein Mann war da . . .»

«Das habe ich gehört, Berni; was wollte er?»

« . . . » Ein geöffneter Mund, der zu sprechen versucht.

«Nun, ist es etwas Unangenehmes?» Lange Pause. Dann:

«Wie soll ich dir's sagen . . . es war alles ein Irrtum . . . Geneviève ist in der Nacht von der Grenze zurückgekommen. Sie wusste nur den Namen unseres Hauses . . . hat bei einer Familie ein Nachtlager gefunden . . . der Mann kam nachsehen . . . sie wird gleich da sein . . . Christian . . . es war alles ein Irrtum!» —

Zehn Minuten später bin ich auf dem Weg nach Nieuwport.

Zwei Tage später bin ich in England. — —

Ja . . . es war alles ein Irrtum!

Seitdem versteh' ich aber, wie Todesangst und Lebensgier nach einem Du schreien . . . auch wenn es nicht Geneviève ist. CHRISTIAN

*

Diese Kurzgeschichte erreichte beim letztjährigen Wettbewerb den 7. Preis.

Vor fünfzig Jahren,

am 3. Juli 1916, wurde der irische Freiheitskämpfer Sir Roger Casement in England durch den Strang hingerichtet. Er war gleichgeschlechtlich veranlagt. Der Hintergrund der Vorgeschichte ist besonders tragisch. Ein Matrose, Adler Christensen, wurde durch Bestechung versucht, den nach Deutschland geflüchteten irischen Patrioten den Engländern auszuliefern — der Matrose hatte allen diesen blendenden Angeboten widerstanden — ein noch heute leuchtendes Beispiel von Freundestreue. Casement war solange unantastbar, solange er sich auf die Freundschaft Adler Christensens verlassen konnte. In dem Moment, wo die beiden getrennt wurden (aus äusseren Gründen), war Casement geliefert.